

# Kenia: Ein Paradies für wilde Tiere? Wie lange noch?



Von Leo F. Postl

„Jetzt könnten wir ein Sack voll von der Kälte aus Island gut gebrauchen“, meinte meine Frau Astrid zu mir. Ich nickte nur und blickte auf das schier nicht enden wollende Lichterband, das sich wie ein glänzender „Fluss“ durch das Häusermeer schlängelte. Wir standen mitten im normalen abendlichen „traffic jam“, wie uns Justin erklärte. Der lizenzierte Nature Guide hatte uns vom Nairobi International Airport abgeholt und wir befanden uns bei immer noch 30 Grad am späten Abend mitten im Stau. „Die Chinesen bauen uns diese neue Autobahn durch Nairobi, sie wird acht Fahrspuren haben und viele Häuser auf beiden Seiten werden noch abgerissen“, erklärt uns der Guide. Kenia hatten wir uns freilich anders vorgestellt.

Dies änderte sich schlagartig als wir durch das Gate des Safari Park Hotel fuhren und vor der imposanten Halle der Rezeption stoppten. Ein Bild wie aus einem echten Afrika-Film, vom Verkehrslärm war nichts mehr zu hören. Hohe offene Hallen, große Gebäude der Wohntrakte mit „Stroh“ gedeckten Dächern und ein riesiges Parkgelände mit mächtigen Bäumen, kleinen Seen – und gleich zwei „Natur-Swimmingpools“. Vögel zwitscherten noch in den Bäumen, Zikaden zirpten und sogar Frösche quakten. Einen halben Kilometer weiter tobte das Verkehrschaos weiter. Das ist Kenia heute.

Am nächsten Morgen ging es weiter gen Norden wir hatten die Samburu National Reserve als erstes Ziel ausgewählt. Der Park wird als ein „einmaliges“ Naturreiservat beschrieben, welches noch von wenigen Touristen besucht wird. Die Fahrt führte uns zunächst am Mount Kenya vorbei und er zeigte sich gar wolkenfrei. „Das wäre doch auch mal ein Ziel“, bemerkte ich. „Aber nur wenn es dort Elefanten gibt, sonst kriegt mich da keiner hin“, war die Reaktion meiner Frau. Sie wusste sehr genau, dass es an

den Hängen des 5199 Meter hohen Berges keine Elefanten – ihre Lieblingstiere – gibt und der Besuch unweigerlich mit „anspruchsvollen“ Trekkingtouren verbunden ist. Je weiter wir nach Norden kamen, desto spärlicher die Besiedlung, aber umso besser die Straßen. „Ja, alles neu und erst im letzten Jahr fertig geworden“, bestätigt Justin. Doch wer es bezahlt hat, wusste er freilich nicht. „Kenia nicht“, nur das wusste er genau.

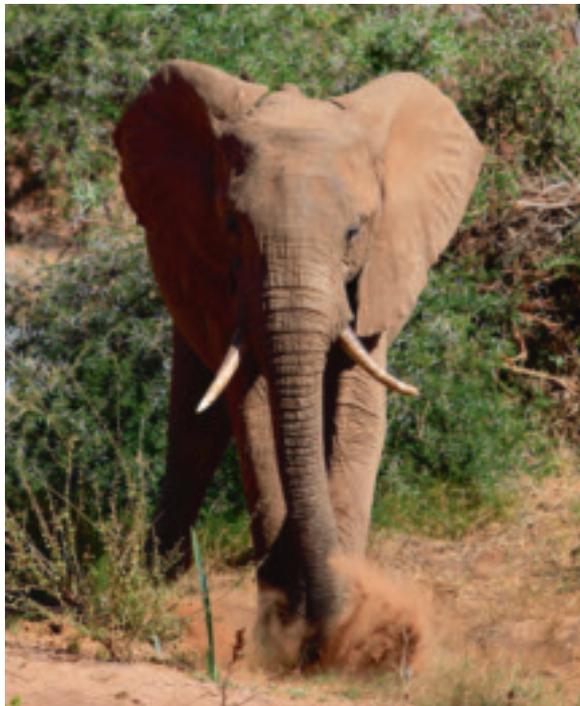
Nach einer Straßenkontrolle bog er plötzlich links in das staubige Gelände ab. „Nur noch 30 Kilometer, kein Problem“, lächelte Justin unter seiner Mütze hervor und wir fühlten uns wie Bandscheibentester. Trotz des sehr komfortablen Landrover wurden wir arg gebeutel. Als letzter Kulturschock vor der Einfahrt zum offenen Gelände der Samburu Nature Reserve durchfuhren wir noch ein Samburu-Dorf. Häuser die aus dem Blech von Fässern und Kartonverpackungen zusammengesetzt waren, alles übersät mit Plastikresten. Sobald sich eine Staubfahne eines sich nahenden

Autos zeigte, war das halbe Dorf am Straßenrand, allen voran die Kinder. „Die haben hier alles was sie brauchen, aber es ist halt so“, versuchte Justin eine Erklärung.

Noch bevor wir unsere Lodge, das Elephant Bedroom Camp, erreichten, musste Justin unzählige Male anhalten. Nicht zu übersehen die großen Giraffen, dann Gazellen im spärlichen Schatten unter Bäumen und weiter hinten zog eine Elefantenfamilie zum Fluss. „Schnell hin!“, so die Unisonoaufforderung – doch Justin blieb cool. „Davon gibt es hier sehr viele, lasst euch nur Zeit!“, antwortet er und wir reagierten als hätten wir die Chance unsere Lebens verpasst. Am Camp war alles recht still, nur hin und wieder knackte es leicht im Gebüsch. „Das sind Elefanten, derzeit ist eine ganz große Herde hier“, erklärte uns der Empfangschef. Und tatsächlich, kaum hatten sich die Augen an das grelle Licht adaptiert, erkannten auch wir die vielen Dickhäuter. Eine mächtige Leitkuh, etwas abseits vier Jungbullen und ganz nah eine weitere Kuh mit

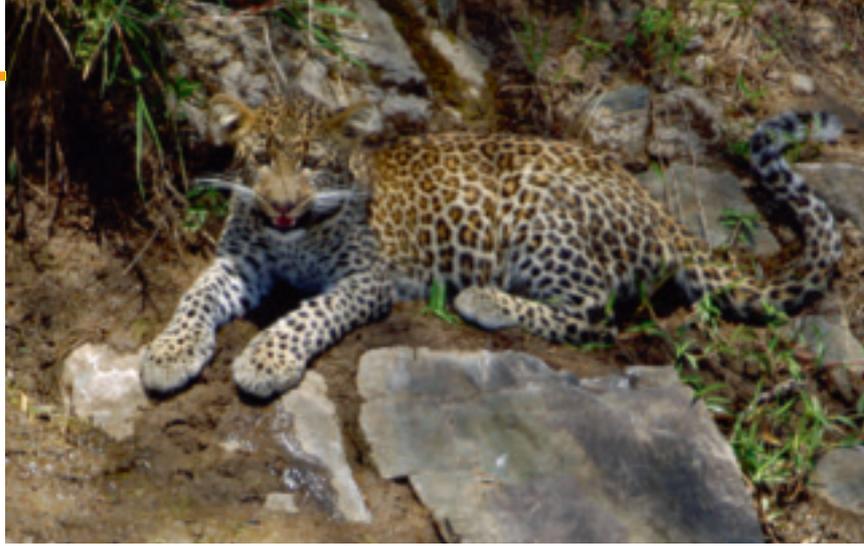
zwei noch tollpatschigen Jungtieren. Im offenen Camp am Flussufer hielt die Elefantenherde Mittagsmahl. „Wir haben keinen Hunger“, versuchten wir das Ansinnen des Kochs, uns für eines der Mittagsmenüs zu entscheiden, zu umgehen. Es half nichts.

Welch ein Traum: in der einen Hand die Gabel mit köstlich angerichtetem Salat und in der anderen die Kamera und rundherum äsende Elefanten. Dann folgte „Antilopen-Steak mit Fotoapparat“, wie Justin schmunzelnd bemerkte. Und wäre der Nachtisch nicht so verführerisch angerichtet gewesen, wir hätten nie erfahren, wie super er schmeckt. „Wir haben hier ein offenes Camp, es gibt keinen Zaun, wir leben mit allen hier vorkommenden Tieren – auch mit Löwen“, verwies Justin auf eine bisher nicht beachtete Gefahr. Aber bisher ist noch nichts passiert – und so lange wir dort waren auch nicht.



Leider war der „Film“ viel zu schnell zu Ende und wir wechselten den „Drehort“ – wir fuhren zum Lake Naivasha. Dieser relativ kleine Park, rund 70 Kilometer nördlich der Hauptstadt Kenias, ist wahrlich ein Paradies auf Erden. Den höchstgelegenen See im Ostafrikanischen Graben bevölkern riesige Schwärme von Flamingos, Pelikanen und andere Wasservögel. An seinen Ufern grasen Büffel, weiden Nashörner und zupfen Giraffen die frischen Blätter von hohen Akazien. „Hier gibt es fast alles, nur keine Elefanten – die sind zu zerstörerisch für so einen kleinen Park“, erklärt Justin.

Wer nicht in der Masai Mara war, der war nicht in Kenia, lautet eine Weisheit von Afrikareisenden. Der Weg dorthin ist mittlerweile recht unproblematisch, doch wenn man sich für ein kleines Camp entscheiden hat, ist ein erfahrener Guide unbedingt zu empfehlen. Kurz nach der Einfahrt durch das Hauptgate nimmt Justin, aus unserer Sicht, willkürlich eine der vielen Spuren die bereits andere Fahrzeuge in der Grasnarbe hinterlassen haben. Mal scheint er gar wieder auf eine uns bekannte Spur zurückzuwechseln, mal entscheidet er sich für einen vermeintlichen Umweg. Doch plötzlich stehen wir vor dem, ganz am hohen Steilufer des Mara River gelegenen, Ashnil Zeltcamp. Luxus pur in afrikanischer Wildnis. Muss es so etwas geben? Und muss man sich es gönnen? Selbstzweifel sind unangebracht. Wir genießen einfach die Ruhe und Abgeschiedenheit. Die Pirschfahrten mit Justin bringen uns alles vor die Augen, was Afrika an Highlights zu bieten hat. Nicht nur die berühmten „Big Five“; für uns waren es alle „big“-Erlebnisse. Ob ein Leopard am Flussufer, der die mächtigen im Wasser liegenden Krokodile anfauchte, weil sie ihm den Zugang zur Tränke vermiest, ob eine Löwenfamilie mit sechs jungen „putzigen“ Babys, die mit ihren Kulleraugen die Fotografen beäugten – oder auch Szenen wie solch Nachwuchs gezeugt wird.



Zum Finale eines Kenia-Besuches bleibt dann nur noch nur der Amboseli Nationalpark mit dem berühmten Kilimandscharo im Hintergrund. Für den Film „Schnee am Kilimandscharo“ war die Ol Tukai Lodge die Basis und auch wir fühlten uns dort „wie in einem Film“. Riesige Elefantenherden, begleitet von Nashörnern, Gnus, Zebras und Antilopen, ziehen morgens und abends zu den Feuchtgebieten. Touristherz was willst du mehr. Der Traum wird komplettiert mit dem Blick auf den (noch) vom ewigen Schnee bedeckten Kilimandscharo – sofern die Wolkengötter gut gestimmt sind. Und wenn dann noch der älteste und größte Elefant des ganzen Gebietes so nahe am Landrover vorbei zieht, dass man seine Rüsselspitze greifen könnte, dann ist dies nicht mehr zu übertreffen. Wie ein Mammut aus Urzeiten hielt er gar noch vor uns inne und gab uns die Zeit, dieses einmalige Erlebnis festzuhalten. Er schien sich seiner besonderen Rolle bewusst.

Hoffentlich haben wir nicht allzu viele „menschliche“ Spuren in der schönen Wildnis von Kenia hinterlassen. Mit diesem Wunsch kehrten wir aus einem Kenia voller Kontraste zurück.

An welchen Ort der Welt könnte man nach so einer traumhaften Reise noch reisen wollen? Vielleicht zum Indian Summer in Kanada oder den Herbst in Patagonien erleben? Schauen Sie einfach in den nächsten

